

(Erntehoffnung.) Kam der Wiener früher einmal zufällig aufs flache Land hinaus, dann lief er stets Gefahr, sich selbst vor dem dümmsten Bauern zu blamieren. Er wußte ja nicht einmal den Weizen vom Haser zu unterscheiden. Daß den letzteren die Pferde fressen, das war ihm natürlich wohlbekannt. Aber im Galm hatte er die beiden Feldfrüchte nicht immer mit Sicherheit erkannt. Auch ansonsten hörte man in Wien wohl kaum viel über Bodenerzeugnisse sprechen, und wenn man wirklich schon in der Zeitung etwas über Hagelschlag und Ernteschäden las, dann dachte man nur, engherzig bekümmert, an den wahrscheinlichen Witterungsumschlag in der Sommerfrische. Die wahre Liebe war das eben auch nicht. Ach, wie ist das doch alles so ganz anders geworden! Heute gibt

es in der Küche und im Salon, in den Kanzleien und hinter den Ladentischen, in den Wirtschaftshäusern und auf der Straße kein anderes Thema als die Erörterung der Fragen, ob es gelingen wird, die Vorräte zu erfassen und die Druscharbeit zu beschleunigen, und vom Herrn Hofrat angefangen bis zum Kinderfräulein scheint alle Menschen keine andere Sorge zu beherrschen, als ob die Kartoffeln gut geraten und wie es mit den Futtermitteln bestellt sein wird. Weil nämlich — man kommt von dem unglückseligen Thema nicht mehr los — unser eigenes Futter, was Qualität und Quantität anlangt, einen Tiefstand erreicht hat, daß die Situation nachgerade schon höchst bedenklich wird. Vom Essen zu sprechen, gehört jetzt einfach zum guten Ton, und jeder, der in Versorgungsfragen sich nicht versiert zeigt, gilt als hohler Einfaltspinsel. Die größten Staatsaktionen könnten nicht mehr Interesse wecken als die Tagesberichte über die Ernteaussichten, und selbst die mondänsten Modedamen unterbrechen die Unterhaltung über ihre Toiletten Sorgen, wenn sie zufällig neben sich ein Gespräch über Milch und Butter auffangen. Das Volk aber, diese riesengroße, von Sorgen gepeinigete, von Arbeit zerschundene, von Kriegsnot zermürbte Masse erzittert, so oft der Abend sich über die gehetzte, müde, verzwieselnde Großstadt senkt und aus der Stille der Nacht die peinigende Frage nach dem Morgen sich erhebt. Kümmernisse, die der Kulturmenslichkeit längst fremd geworden waren, haben sich wieder bei uns heimisch gemacht, und was uns aufrecht hält, ist eigentlich nur noch die Hoffnung auf Erntesegen. Wir alle, die wir hochfliegende Pläne einst hatten, sind namenlos trivial geworden, und selbst der trivialste Rhymer erinnert sich heute Tag um Tag mit verwundertem Staunen, daß ihm einst in seiner Kindheit ein Gebet gelehrt wurde, bei dessen Quintessenz heute ein Erschauern an seine Seele doch und dessen Bitte ihm als die höchste Lebensweisheit dünkt: „Herr, gib uns unser täglich Brot...!“